

Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten.

(1. Petrus 1,3)

Die Hoffnung ist so wichtig für das menschliche Leben wie der Atem. Sagt man. Und man sagt auch: Die Hoffnung stirbt zuletzt. Also: Wir hoffen bis zum letzten Atemzug – ohne und erst recht mit Beatmungsgerät oder durch den Mundschutz.

Wir sind im Grunde ganz schön gut geübt im Hoffen, denn im Laufe unseres ganzen Lebens müssen wir ja eigentlich immer wieder erfahren, dass unsere noch so guten oder schönen Hoffnungen sich oft nicht erfüllen.

Ehrlicherweise muss man deshalb sagen: Leben heißt manchmal auch: Hoffnungen begraben und wieder neue Hoffnung starten.

„Das wird doch eh nix mehr!“ sagt einer. „Ach, komm, sei doch nicht so pessimistisch!“ sagt der andere. „Ich bin kein Pessimist. Ich bin Realist.“ erwidert der wiederum darauf.

Heißt das, wenn ich realistisch bin, dass ich mal lieber gleich gar nichts mehr hoffe? Dass mir die Vergangenheit egal ist, weil ich enttäuscht wurde. Dass mir die Zukunft egal ist, weil ich sowieso nichts ändern kann? Was mache ich dann mit der Gegenwart?

Anders hier im Petrusbrief. Dort ist die Hoffnung im Osterereignis begründet, also in einem einzigartigen, vergangenen Ereignis. Die Auferstehung Jesu hat aber auch etwas mit der Gegenwart und der Zukunft zu tun. So wie auf ein neugeborenes Kind ein ganzes Leben wartet, so fängt mit der Auferweckung etwas ganz Neues an.

Und das bitte nicht erst im Himmel, sondern jetzt schon, hier – und zwar immer wieder. Immer wieder neu geboren dank der und durch die Hoffnung, die Ostern mir gibt.

Und wenn wieder einer kommt und sagt: „Ach, das wird doch eh nix.“ Dann antworte ich (sozusagen als optimistischer Osterrealist): „In der Wüste der Garten, in dem Dunkel das Licht, unter, über und mitten im Tod das Leben! Gelobt sei Gott!“

Ihre Pfarrerin Christine Kern